



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

östlichen Provinzen verwenden, wo sie ein kräftiges Gegengewicht gegen die slawischen Einwanderer abgeben würden. Ferner könnte Deutschland sie in seinen jungen Kolonien verwenden. Wenn die deutsche Reichsregierung in dieser Weise den Balten entgegenkäme, so würden sich diese sicherlich mehr und mehr zu einer Auswanderung entschließen. Die in Deutschland lebenden Balten sollten sich aber zusammenthun und ihren Landsleuten die Auswanderung durch Rat und That erleichtern und durch Wort und Schrift das Interesse der deutschen Gesellschaft für ihre baltischen Stammesangehörigen zu wecken suchen.

Mehr und mehr spitzt sich der Gegensatz zwischen Slawen und Germanen zu, und in Österreich kann es bald zu offener, blutiger Fehde zwischen den beiden Volksstämmen kommen. Ob Deutschland nicht auch wider seinen Willen hineingezogen werden könnte? In dem Falle würde auch Rußland nicht zurückbleiben, und es würde an der ganzen Ostgrenze Deutschlands der Kampf zwischen Slawen und Germanen entbrennen. Die Vorposten der Germanen in den slawischen Ländern sind nun allerdings zahlreicher, als die der Slawen in deutschen Landen; sie sind aber dafür auch zersplitterter und können leicht erdrückt werden. Es wäre daher vielleicht ratsamer für Deutschland, an seiner Ostgrenze die vorgeschobnen Posten zu konzentrieren und von den zerstreuten Deutschen an sich zu ziehen, was sich noch anziehen läßt. Die Aussicht, auf russischer Seite gegen Deutschland kämpfen zu müssen, sollte die Balten veranlassen, sich beizeiten auf loyale Weise von ihrem dem Zaren geleisteten Eide zu befreien und sich mit ihrem Stammvolke zu vereinigen.

Die geschlossene Auswanderung ist das einzige Mittel, wodurch sich die Balten ihr Deutschtum erhalten können.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Ablehnung des Schutzes der Arbeitswilligen. Der am 20. November im Reichstag erfolgten endgiltigen Ablehnung des Gesekentwurfs zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses ohne jede kommissarische Beratung ist ein sozialdemokratischer Antrag auf Erweiterung des Koalitionsrechts auf dem Fuße gefolgt. Wer die in unserm Parteilieben eingerissene Unwahrhaftigkeit von sich weist, wird ohne weiteres zugeben, daß das Vorgehn der Sozialdemokraten durch das Verhalten der liberalen Parteien und des Zentrums gegenüber der Arbeitswilligenvorlage geradezu provoziert worden ist. Der sozialdemokratische Antrag zieht die Konsequenzen der Reden der Herren Bassermann, Lieber, Richter und Rösicke, und wenn es auch den ausgelehrten Klopffechtern der Parteien, die diese Herren vertreten, nicht an Worten fehlen wird, seitenslang in ihrer Presse von dem Unterschied

zwischen dem eignen Standpunkt und dem der Sozialdemokraten zu schreiben, die „Genossen“ werden sie mit bekannter Meisterhaft schon beim Wort zu nehmen wissen. Vielleicht wird das, was bisher aufgeführt worden ist, nur als der Anfang einer weit bedeutendern Aktion zu betrachten sein, die jetzt von den Genossen inszeniert wird. Was daraus werden wird, kann heute noch niemand sagen; wir haben es vorläufig noch mit dem am 20. November beendeten Vorpiel zu thun, dessen Inhalt und Tendenz die Komödianten vielleicht sehr bald zu leugnen und zu fälschen versucht sein werden.

Schon nach der ersten Lesung der Arbeitswilligenvorlage war in den Grenzboten (Heft 28) gegenüber spätern Geschichtsfälschungsversuchen gesagt worden, es handle sich in der ganzen Entrüstungskomödie gegen die sogenannte „Zuchthausvorlage,“ wenn man alles täuschende Beiwerk vom Kern der Sache abstreife, um nichts mehr und nichts weniger als um den Versuch, das deutsche Volk glauben zu machen, der Gesekentwurf bedeute einen neuen feindseligen Angriff auf das gute Recht, die Freiheit und die Wohlfahrt der arbeitenden Massen, wozu der Kaiser im Unternehminteresse persönlich nicht nur die Anregung gegeben, sondern auch gegen alle mildern und liberalern Strömungen im Kreise der verbündeten Regierungen seinen ganzen Einfluß aufgeboten habe. Diese Lüge war der Hauptinhalt, und sie dem deutschen Volke als Wahrheit einzureden, die Haupttendenz der Komödie. Daran ist nicht zu rütteln. Daß dabei eine große Anzahl, hoffentlich die große Mehrzahl der Akteure einer „Suggestion,“ wie man heute zu sagen pflegt, unterlagen, wollen wir nicht bestreiten. Aber dadurch verlieren die Vorgänge nichts an ihrem krankhaften, unerträglichen und gefährlichen Charakter. Leute, die sich Unsinne und Lüge „suggerieren“ lassen, gehören ebenso wenig in den Reichstag wie auf die Richterbank, der Entrüstungsschwindel gegen die „Zuchthausvorlage“ ist ebenso wenig zu entschuldigen wie die Dreyfuskomödie in Rennes und der Ritualmordprozeß von Polna.

Der Beschluß des Reichstags vom 20. November hat uns nicht überrascht. Wenn in den Grenzboten noch am 9. November einer schwachen Hoffnung Raum gegeben wurde, daß es in der zweiten Lesung gelingen könnte, durch Überweisung der Vorlage an eine Kommission den im Juni durch das Verhalten der staats-treuen und monarchisch gesinnten Mehrheit der Nationalliberalen und des Zentrums verschuldeten schweren Fehler wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen, so mußte doch zugleich bezweifelt werden, daß die Vanderborghttschen Vorschläge geeignet seien, die Erfüllung dieser Hoffnung zu fördern. Der in der Reichstags-sitzung vom 20. November vom Abgeordneten Büsing vertretene Antrag der national-liberalen Minderheit entsprach im wesentlichen den Vanderborghttschen Vorschlägen. Sein Inhalt und vollends seine Begründung haben unsre Befürchtungen vollauf bestätigt. Nicht einmal mehr an den guten Willen der Antragsteller, die große Lüge der Entrüstungskomödie aus der Welt zu schaffen, können wir heute glauben. Den geradezu ungeheuerlichen Standpunkt, auf dem selbst die in mildern Grade „suggerierten“ Nationalliberalen angelangt sind, hat Herr Büsing gleich am Anfang seiner langen Rede vom 20. November in unbeabsichtigter Offenheit mit der Bemerkung angedeutet, daß nach dem Ergebnis der ersten Lesung — worin der Regierungsvorlage „die Ehre einer Kommissionsberatung“ versagt worden sei, und nachdem man sich in den „bürgerlichen Kreisen und in der Öffentlichkeit“ so scharf gegen die Vorlage ausgesprochen habe — für einen liberalen Mann „beinahe ein gewisser Mut“ dazu gehöre, auch nur einen Teil der Regierungsvorlage aufzunehmen und nur einen einzigen Gedanken darin als berechtigt zu erklären. Zu der That,

den Herrschaften erschien es schon als ein Wagnis, auch nur einen einzigen Gedanken der Regierungsvorlage als berechtigt zu erklären, obgleich sie so gut wie keinen einzigen Gedanken darin grundsätzlich als unberechtigt erklären konnten. Herr Büfing hat auch nicht mit einem Worte versucht, die Lüge, die der Kernpunkt der Sache ist, als Wahrheit zu erweisen. Er setzt, wie Suggestierte das thun, die Wahrheit einfach voraus und hat dadurch natürlich, wenn auch ohne alles Bewußtsein, wie wir annehmen, eben dieser verhängnisvollen, die monarchische Gesinnung der Massen schwer schädigenden Lüge vielleicht mehr Gläubige geworben als alle sozialdemokratischen Schmähreden auf den Kaiser und seine angebliche Zugänglichkeit für eigennützige, arbeiterfeindliche Unternehmerinteressen. Den Mut, eine solche Wirkung des nationalliberalen Verhaltens durch das offene Zurückweisen dieser seit vielen Monaten in das Volk hinausgeschrieenen gehässigen Verdächtigung auch nur abzuschwächen, hat Herr Büfing am 20. November nicht gefunden. So vollständig vermochte schon die mildere Form der Suggestion das Verständnis für Wahr und Unwahr und für Recht und Unrecht zu verwirren.

Das ist doch in der That ein überaus schwerer Fall von Erkrankung der öffentlichen Meinung, doppelt schwer, weil gerade die, die berufen sind, der öffentlichen Meinung gegenüber Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu bewahren, ihr verfallen sind. Hoffentlich läßt das Erwachen aus diesem hypnotischen Zustande nicht mehr allzu lange auf sich warten. Vielleicht wird der neue sozialdemokratische Antrag den Erweckungsprozeß beschleunigen.

Aber wie ist diese Krankheitserscheinung überhaupt zu erklären? Schon daß die herrschenden Geister im Zentrum in solchem Grade das politische Gewissen und den gesunden Menschenverstand ihrer Gefolgschaft so lange im Schlaf erhalten können, ist erstaunlich. Aber bei den Liberalen?

Zur Meisterschaft in der Hypnose haben es die Herren Kathedersozialisten gebracht. Es ist gar keine Frage, daß ihre Einseitigkeiten und Übertreibungen eine Hauptschuld an der krankhaften Gedankenlosigkeit und Gefühlsduferei der heutigen öffentlichen Meinung tragen. Wir haben darüber in den Grenzboten oft genug unsere Meinung gesagt und verzichten heute auf ein Zurückkommen darauf. Die Zeit wird wohl bald lehren, daß diese Einseitigkeiten und Übertreibungen, in die die Kathedersozialistische Schule hineingeraten ist — nicht der Kathedersozialismus an sich von Anfang bis zu Ende —, allmählich für die öffentliche Meinung, auf die es ankommt, viel gesundheitsschädlicher geworden sind als alle „Utopien“ der Sozialdemokratie.

Den liberalen Praktikern ist im allgemeinen ganz gewiß nicht — den Herren Großunternehmern der nationalliberalen Partei ebensowenig wie dem Rest der orthodoxen Manchesterleute in der freisinnigen Vereinigung — Gefühlsduferei nachzusagen. Sie sind wohl die schlechtesten Objekte für sozialistische Suggestierversuche. Ihre neuerdings herausgekehrte Schwärmerei für die Arbeiterkoalitionen wird man von Fall zu Fall mit der größten Skepsis zu prüfen haben. Vielfach stehen sie schon festorganisierten, meist sozialdemokratisch kommandierten Arbeiterschaften gegenüber, deren Macht sie kennen und am eignen Leibe empfunden haben. Geschäftlich wäre es für sie die größte Dummheit, gerade jetzt, wo die Gewinne einer selten erlebten Hochkonjunktur einzuheimen sind, den sozialistischen Koalitionsschwärmern zu widersprechen. Sie wollen Frieden um jeden Preis mit der Sozialdemokratie im Interesse des Geschäfts, und deshalb schwärmen sie mit, je lauter, je besser. Ob sie die ganze Verücktheit der neomodischen Koalitionstheorie durchschauen oder nicht, spielt gar keine Rolle dabei.

Solchen „unzeitgemäßen“ Betrachtungen giebt der Kaufmann keinen Raum. Auch die Kollegialität, die sogenannte Solidarität der Unternehmerinteressen findet an dem erkennbaren Vorteil oder Nachteil des eignen Geschäfts ihre Grenze. Sie wehren sich ihrer Haut, so gut sie können, und wie sie verstehen. Mögen sie thun; nur sollten sie nicht verlangen, daß sie von der Gesamtheit für voll genommen werden, wenn sie sich in Schrift und Wort als die berufenen, weitsichtigen Sozialpolitiker aufspielen.

Wenn Leute wie Barth, Brömel und die andern „Badenstrümpfler“ jetzt ernstlich darauf bedacht sind, ihre Verhältnis zur Sozialdemokratie zu „revidieren“, so ist das praktisch kaum von besonderm Interesse. Die Partei wird damit als solche überhaupt aus der Welt hinausrevidiert, und eine Lücke hinterläßt sie nicht. Traurig ist, daß einige tüchtige Männer ohne geschäftliche Interessen dadurch auf das ärgste kompromittiert werden können, die noch zu diesem Überbleibsel des abgelebten Manchesterturns halten, schon weil sie die Nachbarschaft weder links noch rechts verlockender finden. Es wird sich wohl noch einmal Veranlassung finden, auf das tolle Zeug, das auf dem letzten Parteitage dieser Herren zu Tage gefördert worden ist, zurückzukommen. Auch hier wird der neue sozialdemokratische Antrag zur Klärung und Entscheidung beitragen. Es scheint so, als ob das jüdische Element unverständig nach links drängte, darunter Männer von sonst bewährtem Patriotismus, großem Verdienst um das Gemeinwohl und hervorragender wissenschaftlicher und politischer Bildung. Mag die suggestive Wirkung des Antisemitismus das zum Teil erklären, entschuldigt wird durch sie nichts. Man muß es aufs tiefste bedauern, daß gerade solche Leute den antisemitischen Sekereien neue Nahrung geben.

Volles Lob verdient die Haltung der Regierungsvertreter gegenüber der Komödie im Reichstage. Graf Posadowsky hat den Komödianten die Unwahrscheinlichkeit ihrer Pose deutlich vor die Augen geführt. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Die verbündeten Regierungen haben nun einmal die Rolle des Psychiaters zu übernehmen. Ruhe und Geduld wird noch sehr nötig sein. Die großen Fehler, die die Gesetzesvorlage und ihre Begründung aufzuweisen hatte, sind durch das Eintreten der Chefs der Reichsämtler in der ersten und der zweiten Lesung reichlich wettgemacht worden. Wir dürfen mit Vertrauen der fernern Sozialpolitik der verantwortlichen Räte der Krone entgegen sehen. Gelernt werden sie hoffentlich das Nötige haben bei der Arbeitswilligencampagne. ß

Koalitionszwang und Kriminalstatistik. In Nr. 5 der „Sozialen Praxis“ vom 2. November d. J. hat Herr Professor Tönnies, der bekannte professorale Mitschürer des Hamburger Hafnarbeiterausstands, die unverdiente Freude gehabt, die Mangelhaftigkeit der statistischen Begründung der verfloffenen Arbeiterschutzvorlage der Regierung noch einmal gründlich breit treten zu können, und er hat das in einer Weise und mit einer Tendenz gethan, der noch weit weniger wissenschaftliche „Söhne“ nachgerühmt werden kann, als den kriminalstatistischen Experimenten der Reichsgesetzentwerfer.

In der Begründung war zunächst auf die starke Zunahme der Verurteilungen wegen Vergehungen gegen den Streikparagraphen 153 der Gewerbeordnung von 1892 bis 1897 hingewiesen worden. Es waren auf Grund dieses Paragraphen verurteilt worden in diesen sechs Jahren: 74 — 38 — 47 — 93 — 252 — 254 Personen. Herr Tönnies hat nun die Reihe bis 1889 zurück vervollständigt und das folgende Bild gefunden:

1889: 212	1892: 74	1895: 93
1890: 279	1893: 38	1896: 252
1891: 117	1894: 47	1897: 254

Das sind sehr hübsche Zahlen, weil sie die Verschiedenheit der einzelnen Triennien hinsichtlich der industriellen Prosperität sehr gut veranschaulichen. Wenn die Arbeitsgelegenheit günstig ist, sind die Streiks und die Streikvergehen häufig, wenn sie ungünstig ist, seltner.

Da nun 1890 sogar etwas mehr Verurteilte gezählt worden sind als 1897, und doch 1897 sicher noch mehr Arbeiter in der Industrie beschäftigt worden sind als 1890, so sagt Tönnies: „Soweit also an den Vergehungen gegen den eigentlichen Streikparagrafen meßbar, hat sich das Betragen der industriellen Arbeiter hinsichtlich des Koalitionszwangs erheblich verbessert.“ Natürlich war die ganze Opposition gegen den Schutz der Arbeitswilligen begeistert ob dieser kriminalstatistischen Abfuhr der Reichsgesetzentwerfer.

Sachlich und ernsthaft genommen ist das freilich nichts als Klopffechterei, die durch die Leichtfertigkeit der Begründung provoziert worden ist. Denn das ist es doch wohl nur, nicht etwa gar plumpe Absichtlichkeit, wenn man die Begründung mit dem Jahre 1892 und nicht mit 1889 begonnen hat. Man hätte ja sonst auch 1893 als Ausgangsjahr nehmen können, wobei man zudem noch mit einem runden „Zahrfünft“ aufgewartet hätte.

Das was die Tönnieschen neun Zahlen wirklich zur Sache sagen ist folgendes: Nachdem die zahlreichen Streikvergehen von 1889 und 1890 seiner Zeit den Freiherrn von Verlepsch bestimmt hatten, eifrig für eine weit stärkere Verschärfung der Strafen einzutreten, wie sie heute der von ihm ebenso eifrig bekämpfte Gesetzentwurf verlangt, folgte ein Triennium schlechter Arbeitsgelegenheit, wo das Bedürfnis nach besserem Schutz der Arbeitswilligen natürlich in den Hintergrund trat. Aber kaum wurden die Zeiten besser, da wuchs auch die Zahl der Streikvergehen wieder ganz rapid, und die Reichsregierung kam, wie zu erwarten war, wieder auf den Verlepschischen Gedanken zurück. Und zwar ganz besonders, weil die reichsgerichtliche Praxis durch eine engere, d. h. richtigere Auslegung des § 153 dessen Unzulänglichkeit immer schärfer ins Licht stellte, wie das ja hinreichend besprochen worden ist. Was soll nun die kleine Plusdifferenz von 1890 gegen 1897 für das „erheblich bessere Betragen“ der industriellen Arbeiter hinsichtlich des Koalitionszwangs, wie Tönnies im Organ des Herrn von Verlepsch behauptet, beweisen? Eine solche Rechnerei ist einfach Unsinn.

Nun hat aber die Begründung zum Gesetzentwurf noch die Verurteilungen wegen einer Reihe im allgemeinen Strafgesetzbuch mit Strafe bedrohter Vergehungen gegen die Person und die öffentliche Ordnung statistisch behandelt und ihre Zunahme für die Notwendigkeit erweiterter und schärferer Strafbestimmungen ausgetrumpft. Es war das ganz ungeschickt und ohne jede Beweiskraft. Tönnies hat nicht nur das recht hübsch dargethan, sondern auch herausgerechnet, daß die Verurteilungen wegen Beleidigung, Körperverletzung, Nötigung, Bedrohung nach dem Strafgesetzbuch in den Jahren industriellen Aufschwungs keineswegs mehr zugenommen haben, als in den Jahren industriellen Niedergangs, und in industriellen Bezirken nicht zahlreicher gewesen sind als in industriearmen, daß es vielmehr eher umgekehrt war. Die statistische Abfuhr der Gesetzentwerfer ist ihm also hier mit Glanz gelungen, soweit damit überhaupt zu glänzen ist.

Gegen die Notwendigkeit der Forderung besserer Nachmittel zum Schutz der Arbeitswilligen hat er auch hier nicht ein Minimum von Beweis beigebracht. Es

handelt sich zum Teil um sogenannte Antragsvergehen, und gerade darüber wird ja geklagt, daß der Druck der Organisationen auf die Arbeitswilligen, namentlich die Furcht vor Rache nach erfolgter gerichtlicher Beurteilung der Übeltäter, die Verletzten neuerdings immer mehr abhält, den Strafantrag zu stellen. Und wo es sich nicht um einen Antrag handelt, da ist sehr oft dasselbe in Bezug auf die Anzeige der Fall. Die Gerichte wissen ein Lied davon zu singen, was für einen Einfluß die Furcht vor Rache sogar auf die eidlichen Aussagen der Zeugen ausübt. Es ist geradezu unverantwortlich, wenn ein ernsthafter Beurteiler dieser Verhältnisse, und wäre es der eifrigste Arbeiterfreund, das Vorhandensein dieses starken Drucks und die große Wahrscheinlichkeit seiner Zunahme mit fortschreitender Kampforganisation bestreiten wollte. Daß er die Beweiskraft der kriminalstatistischen Zahlen für das hier gestellte Thema probandum aufhebt, liegt auf der Hand.

In der ganzen Frage ist nun einmal mit der Statistik kein Staat zu machen. Vielleicht könnte eine Streikstatistik, wenn sie sehr vervollkommenet wäre, später etwas helfen. Viel aber auch nicht. Es läßt sich eben nicht alles zählen, und wenn man zählen will, was nicht zu zählen ist, kommt Unsinn heraus. In dieser Frage ist nicht einmal mit „Enqueten,“ wie sie Professor Schmoller verlangt, etwas vernünftiges zu erreichen. Wir haben darüber schon bei der Besprechung seiner Herrenhausjungsfernrede im Anfang Juli unsre Meinung gesagt. Es ist eben, wie wieder betont sei, in solchen Dingen der einzige natürliche und berechtigte Weg, daß die Staatsgewalt ihre eignen Hör- und Sehorgane, die verantwortlichen, vereideten und gehörig vorgebildeten Beamten in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit dazu benutzt, über die Bedürfnisfrage ein Urteil zu gewinnen. Unschlbar sind diese Organe freilich auch nicht, aber wer grundsätzlich ihr Urteil unter das der Parteien stellt, wer die Rädelcführer der Streikorganisationen und die Herren vom „Vorwärts“ von vornherein für die glaubwürdigere Quelle hält, mag er Professor oder sogar Geheimrat sein, mit dem ist ebenso wenig über die Sache im Ernst zu verhandeln, wie mit einer höhern Tochter, die auf G. Hauptmanns Sozialpolitik schwört.

Die ganze statistische Begründung des Bedürfnisses nach den im Entwurf verlangten schärfern Strafbefugnissen ist ein grober Fehler gewesen. Wir haben bei dem genauen Studium dieser Begründung — von der bekannten „Druckschrift“ sehen wir dabei mit Tönnies ganz ab — sofort den Gedanken gehabt, daß hier wieder einmal von den Reichsgesetzentwerfern Statistik gemacht worden ist ohne Zuratziehen der berufenen Reichsstatistiker, d. h. des Statistischen Amts. Wenn die Herren glauben, diese in der ganzen Welt als Autorität ersten Rangs bekannte Behörde sei nur als subalterne Rechenmaschine oder als Auskunftsei über bestimmt erfragte einzelne äußerliche Thatfachen zu brauchen, so irren sie sich gewaltig. Die zum Sammeln der einzelnen äußerlichen Thatfachen berufne amtliche Statistik hat doch die wissenschaftliche Funktion, vor allem auch darüber ein Urteil zu gewinnen, ob und welche Beweiskraft diese Thatfachen überhaupt und für ein bestimmtes Thema probandum im besondern haben. Es scheint uns ganz ausgeschlossen zu sein, daß die kriminalistische Begründung zu der Gesetzesvorlage, abgesehen vielleicht von den nackten Zahlen, im Einvernehmen mit der Reichsstatistik entstanden ist, denn diese hätte doch wohl selbstverständlich, wenn man ihr mitgeteilt hätte, was man mit den Zahlen zu beweisen vorhabe, den Herren Gesetzentwerfern von vornherein gesagt: Ihr lieben Leuten, das könnt ihr natürlich nicht damit beweisen! Da blamiert ihr euch nur!

Soziale Romane. Zu einem Kommerzienrat, der zugleich Kirchenpatron ist, kommt der Titelheld, „der soziale Pastor,“ als Bewerber und entwickelt dabei mit dem Wortreichtum eines Missionspredigers, daß er durchaus kein Pastor für die Kommerzienräte sei, sondern es vielmehr mit ihren Gegnern, den Arbeitern, zu halten sich verpflichtet fühle. Dem Kommerzienrat scheint diese Etikette ganz neu zu sein, denn er wundert sich über den Mann und widmet ihm eine lange, ziemlich ernste Unterhaltung. „Wenn mich jemand in einer Gesellschaft über die soziale Frage unterhalten will, so drehe ich mich um,“ sagte neulich mein Freund F. Ebenso habe ichs diesmal gemacht — so ganz direkt und ohne Umstände belehrt zu werden gehört nicht zu meinen Vorkerbissen —, und so habe ich auch den Namen des Verfassers vergessen. — Mehr Draperie bekommen wir bei Adolf Hausrath, „Unter dem Natalpenbaum“ (Leipzig, Hirzel). Ein pensionierter Schulprofessor empfängt in seinem Hausgarten gleichzeitig die Besuche eines Pastors, eines Gutbesitzers und eines Rittmeisters; er soll gewonnen werden, seine Wahlstimme entweder einem Agrarier oder einem Industriellen zu geben, während er selbst das Wählen und den modernen Freiheitsbegriff für etwas sehr Überflüssiges hält und für seine Person ganz in einer harm- und zwecklosen Klassikerschmöherei sein Genügen findet, deren breite Schilderung uns hier nicht zum erstenmale als Witz dargereicht wird. Nachdem sich die Störenfriede empfohlen haben, versinkt der alte Herr unter seinem narotisierenden Blütenbaum in einen tiefen Mittagsschlaf und träumt einen Traum, der ihn ins achtzehnte Jahrhundert bringt: er selbst wird als unterthäniger Bewerber um eine Pfarre von einem adlichen Patron wegen seiner noch nicht genügenden Unterthänigkeit handgreiflich an die Luft befördert, fällt dann einem Werbeoffizier in die Hände und wird in die Kaserne geschleppt, wo er als Rekrut alle möglichen Leiden eines neuen Lebens kostet, von dem ihn kein Recht, sondern nur eine List erlösen kann. Dann träumt er zum zweitenmale einen Traum, der ihn belehrt, daß es im Mittelalter für einen seinesgleichen auch nicht besser gewesen sein würde, und nachdem ihn ein dritter Traum belehrt hat, daß es im Altertum womöglich noch viel schlimmer war, kommt er schließlich zu der Erkenntnis, daß das Wahlrecht doch sein Gutes habe, und er wählt den Industriellen, weil dieser gegenüber dem Agrarier den Fortschritt vertritt. Soweit die Fabel des Romans. Ich finde sie recht hübsch. Verschiedne Beurteilungen, die mir zu Gesicht gekommen sind, finden sie auch lebendig und geistvoll behandelt. Ich habe zu gute Eindrücke von andern Büchern des Verfassers im Gedächtnis, als daß ich mich diesem Urteil anschließen könnte.

Daß diese Plauderei nicht im Sande verläuft, verdankt sie allein dem diesjährigen Rosegger. Einem vortrefflichen, echten Rosegger, der seinem letzten Vorgänger, dem voriges Jahr erschienenen Weihnachtsroman (Idyllen aus einer untergehenden Welt) unendlich überlegen ist! Er hat den Titel: „Erdsegen, vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechts, ein Kulturroman.“ Was das bedeuten soll, sieht der Leser nach wenigen Seiten. Peter Rosegger, hier Hans Trautendorffer, wirtschaftlicher Redakteur der „Kontinentalpost,“ unternimmt es auf Grund einer Wette mit seinem Chefredakteur, ein Jahr lang als Bauernknecht zu dienen. Also frei nach Göhre, nur daß dieses erdichtete Experiment noch härter ist als jenes erlebte, weil hier der Kontrast zwischen den herkömmlichen und den gewählten äußern Lebensverhältnissen ungleich stärker ist. Unser Hans macht zunächst die bedrückende und für den Ausgang seiner Wette heängstigende Erfahrung, daß es für jemand, der nicht aussieht wie ein robuster Arbeitsmann, recht schwer ist, auch nur die bescheidenste

Dienststelle zu bekommen. Diese Bauern können alles, was sie anfassen; ein rechtes Bauernhaus ist die Wiege aller Urproduktion und Industrie, ein rechter Bauer der ganze Mensch. Alles, was du bisher erlebt, erstrebt, geleistet hast, Hans, es ist nichts. Spät bist du dran, aber du bist dran. Was du jetzt thust, das ist das erste Tagewerk deines Lebens. Und wie lächerlich ungeschickt steht nun der Stadtmensch, nachdem er endlich in einer armseligen Alpenwirtschaft untergekommen ist, bei jeder Hantierung da. Der alte kränkliche Hausvater, die Tochter, ein Sohn mit einer beim Wildddieben zerschossenen Hand, alle können ihre Sache, und Hans kann nichts. Allsonntäglich setzt er sich hin und berichtet seinem Kollegen von der Presse über den Gang seines Lebens in dieser Hütte, ein volles Jahr lang, und über den Roman, der sich in dieses Leben einschleicht. Wegen seines heimlichen Treibens und der mitgebrachten Tinte schüttelt der Alte immer und immer wieder den Kopf. Als er nun aber gar ein Bündel Zeitungen aus der Bettstatt seines Knechts hervorzerret, fährt er auf: „Da hat mans, schon lang ist mirs nit recht vorgekommen mit dir. Nachher glaub ichs freilich, daß in deinen Kopf kein ordentlicher Verstand hineingeht, wenn du ihn mit so Zeugs anfüllst. Einen Knecht, der Zeitung liest, kumten wir wohl nit brauchen. Sei froh, daß dir der liebe Gott einen ehrengerechten Stand gegeben hat, der mit den lumpigen Faxen nichts zu schaffen hat. Hast du denn nie was davon gehört, daß die Zeitungsschreiber Heiden sind? Oder gar Juden?“ Als dann der Hans seine Zeitungen zerfnirscht in den Ofen werfen will, wehrt die Hausmutter ab: „Nit, Hansel, es thät stinken!“ Was hier gegessen und getrunken wird, das läßt sich in seiner Dürftigkeit keinem Stadtmenschen beschreiben, er müßte es schon selbst erfahren, wie der Hans. Kaffee hat man in diesem Hause nur einmal genossen, vor Jahren soll ihn eine Nähterin gekocht haben. Davon datiert eine Art Zeitrechnung: „Dazumal, wie wir den Kaffee gegessen haben“ oder „im selbigen Jahr, wie der Kaffee ist gewesen.“ Als aber der Hans vorlauterweise bei Tisch erzählt, in der Stadt gebe es Kaffeehäuser, wo nichts gekocht werde als Kaffee, meint der Hausvater, er hätte doch lieber Fleischauser werden sollen, weil ihm das Ausschneiden so gut von statten ginge. All sein hoffärtiges Wesen, das der Hansel mit heraufgebracht hat, wird ihm der Reihe nach abgewöhnt. Das wilde Haar und der Schnauzbart wird ihm eines Sonntags vom Hausvater mit der Schaffschere heruntergeholt, dann mit dem Rasiermesser nachgeholfen, sodaß der Hansel ausschaut wie der Pfarrer oder, wie er selbst meint, schlimmer als der Hase, der sich beim Gottauslachen das Schnäuzel zerrissen hat, und mit dieser Sträflingsfrisur muß er unsers Herrgotts Masttag in der Kirche begehn, weil doch der Hausvater verantwortlich ist für seine Leut, daß sie den christlichen Glauben halten. Welt Hansel! Als dann die Hausmutter gesehn hat, daß er sich auch mit einer kleinen Bürste die Zähne scheuert, hat sie gemeint: „Du, Hansel, mit deiner Hoffart wirst du uns noch die Kinder verderben. Das schlechte Beispiel da! Ich sag dirs, Hansel, sobald mir der Schulbus so ein grausliches Ding heimbringt, nachher kannst du dir um einen andern Platz schauen. Ich leid's nit.“

Diese Proben mögen die Einkleidung veranschaulichen. Sie ist außerordentlich unterhaltend, gemütvoll, witzig, voller Abwechslung. Was das Romanmotiv betrifft, so teilt der Bauernknecht mit seinen Leuten alle Wendungen eines schicksalsreichen Jahres: der Hausvater stirbt aus Gram über die von ihrem Bräutigam verlassene Tochter, und diese wird zuletzt Hansels Braut und Gattin (ein litterarisches Wagnis unter obwaltenden nähern Umständen, die der Leser nachlesen mag, aber ein glücklich gelungnes). Dieser Romaninhalt hat ein selbständiges Interesse. Er ist zwar nicht

so mannigfaltig wie in einem frühern Werke Roseggers, mit dem dieses viel Ähnlichkeit hat, ich meine „Das ewige Licht“; dafür braucht sich aber auch kein theologischer Beurteiler über die dogmatischen Seitenprünge des Verfassers aufzuregen, und kein evangelischer Pfarrer wird hier, wie es dort geschehen ist, eine Fortsetzung schreiben wollen und sagen, wie das Ding eigentlich hätte ausgehn müssen. Die soziale Richtung zeigt sich hier ebenso deutlich, sachlich und zugleich künstlerisch in der Schilderung der ganzen bäuerlichen Jahresarbeit, und sie klingt am Schluß in eine hübsche Betrachtung aus über die Brücken zwischen Land- und Stadtleben und über den Wert der althergebrachten bäuerlichen und der modernen Kultur. Der sachliche Untergrund dieses Romans ist einfacher, man hat viel weniger als in jenem andern die Empfindung, daß es sich um Erbdichtetes handelt. Vielleicht ist der Eindruck um so stärker. Es finden sich hier ganz scharf gezeichnete Menschen, der Alte und seine zwei Söhne, der Schulmeister und auch vortreffliche Nebenfiguren wie der Michelmannsch, der in Wahrheit zwei Menschen, nämlich ein vollkommen miteinander übereinstimmendes Ehepaar vorstellt. Ergreifend sind die großen Handlungen geschildert, und sehr viel Wahrheit neben einer gewissen Anmut zeigt sich in den kleinen täglichen Vorgängen, worauf die bäuerliche Gewöhnung und Lebensauffassung beruht; hierin würde ich diesem Buche noch vor dem Ewigen Licht den Vorzug geben. Die Betrachtung nimmt gegen das Ende zu, aber das Interesse an dem Roman bleibt lebendig, und die Fiktion wird durch wirksame Züge verstärkt, sodaß z. B. Hans nur mit Not das doch etwas entwertete Mädchel von der Mutter erhält, die ihn beinahe noch fortgejagt hätte, daß er ferner seine gewonnene Wette nicht ausbezahlt bekommt, und dann erst sein Verleger ihm den Verlust ersetzt. So etwas nennt man drastisch, und weil darin Rosegger bekanntlich seine Stärke hat, so soll noch besonders hervorgehoben werden, daß dieser Roman aber auch sehr viel Zartes und Feines enthält. u. p.

Deutsche Soldatensprache. Niemand trägt des Königs Rock, ohne sich mit Behagen die Kraftausdrücke unsrer Soldatensprache auf eine Zeit lang mehr oder weniger anzueignen. Mancher gewesene Soldat bedauert später, so wenig von dem im Gedächtnis behalten zu haben, was ihn damals an derben, witzigen, seltsamen Wendungen begegnet ist. Vereinzelt haben wohl auch Einjährige während ihrer Dienstzeit kleine Sammlungen angelegt, aber sie wissen am besten, wie bruchstückhaft solche Sammlungen sind. Da hat nun vor kurzem der Straßburger Privatdozent Paul Horn ein hübsches kleines Buch veröffentlicht, „Die deutsche Soldatensprache,“*) das jedenfalls viele Freunde finden wird. Man kann es ein Seitenstück zu Kluges „Studentensprache“ nennen. Kluge berichtet in geschichtlichen Abschnitten, wobei einem die alten Zeiten des Studentenlebens stufenweise lebendig werden, Horn hat sachliche Disposition vorgezogen (Soldat und Zivilist, Die Ausrüstungsstücke des Soldaten, Der Soldat vor dem Feinde, Mars und Venus, Schelten und Fluchen sind z. B. einige seiner Kapitelüberschriften), heutiges macht den Hauptstock aus, älteres, z. B. Landsknechtsausdrücke, wird eingereicht. Aufmerksame Beobachtungen des Verfassers, der in Sachsen und Bayern bei der Waffe gewesen ist, briefliche und mündliche Mitteilungen, auch zahlreiche von Berufssoldaten, und für frühere Zeiten fleißige Lektüre haben ein Material zusammengeführt, das verhältnismäßig vollständig ist. Die Behandlung des Stoffs ist einfach und frisch. Die folgenden Bemerkungen sind dem Buche gegenüber mehr als Äußerungen der Teilnahme, als

*) Siehen, J. Neidersche Verlagsbuchhandlung, 1899.

der Kritik gemeint, dem Leser wollen sie die Einzelarbeit des Verfassers näher bringen.

Bei dem Grundsatz, in erster Linie die heutige deutsche Soldatensprache darzustellen, ist es erklärlich, daß ursprünglich soldatische Wendungen, die uns jetzt als allgemein volkstümliche Redensarten geläufig sind, nicht systematisch mit einbezogen worden sind. Das wird doch mancher bedauern. Einiges dertart wird gelegentlich gestreift, z. B. auf Regimentsunkosten, von der Pike auf dienen; unter anderm fehlt eine so charakteristische Wendung wie über die Klinge springen müssen. Das schlesische „alter Kronensohn“ (Kamerad) hängt wohl eher mit dem alten „Kronenfresser“ zusammen, als daß es von einer gelegentlichen Bezeichnung Lulus 1870 abgeleitet wäre. — Als Spottname der Dänen deutscherseits 1864 giebt Horn „Hannemann,“ „der tappere Landsoldat“; auch Dannemann, Danske Mann, Notfrack sind aus deutschen Soldatenliedern von damals zu belegen. — Unter den Tiernamen zur Bezeichnung von Geschützen mußte neben „Schlange“ auch das in anderm Zusammenhange aus Fronspergers Kriegsbuch (1596) angeführte kleinere „Scherpentinlein“ (aus Serpentinlein) stehn; schon 1493 begegnen in einem Soldatenlied „Scharpentin.“ 1492 nannten braunschweiger Soldaten ein feindliches wohl kleinkalibriges Geschöß „Snakenfretter,“ Schnakenfresser. — Was ist das für ein sonderbarer Anlaut in „Pforzjacke,“ wie Horn schreibt? Ist das künstliches Hochdeutsch norddeutscher Offiziere? — Die Redensart: Einem die Stange halten, hat mit den Stangen der vordersten Landsknechtsglieder, wie Horn nach Fähns angiebt, nichts zu thun, sondern stammt aus dem Turnier, wie Hildebrand deutlich nachgewiesen hat und nach ihm z. B. auch Paul annimmt. — Die Erklärung von dem alten feldsprachlichen „Laußmark“ für Kopf als Läusemarkt bringt eine überflüssige Vorstellung zu dem Begriff; es ist Mark = Gebiet, wie in Altmark usw. — Püffel in der Wendung „den Püffel in den Dreck hängen lassen“ (nicht frei gerade aussehen) bedeutet nicht den Kopf, wie Horn angiebt, sondern ein andres Glied. — Neben „Pirnsch machen“ ist gebräuchlicher, deutlicher und echter „Pirnschen machen.“ — Horn verzeichnet für Mehlsuppe aus Schlesien „blauer Heinrich,“ für Reiszbrei „stolzer Heinrich,“ für einen grünen Pfefferminzschnaps als bairisch „sanfter Heinrich.“ Das ist alles aus der Gegenwart; aus alter Zeit (1492) stellt sich dazu soldatensprachlich „armer Heinte“ für ein Schöppenteder Bier und aus neuerer (um 1840) allgemein bairisch Hainzel für Kofentbier. — Horn sagt: „Täglich hat in der Kasernenstube ein Mann die Stubenjour (aus Stuben du jour)“; das darf man sprachlich nicht ganz genau nehmen. Aus du jour wurde „die Schur“ (Horn S. 141), und dazu hat man dann spezialisierend „die Stubenschur“ gebildet. — „Einen büchsen [Moscherosch], d. i. mit der Büchse niederschließen, sieht gleichfalls soldatisch aus.“ Es ist es auch; von einem Soldatenlied auf die Erstürmung der Düppler Schanzen heißt die erste Strophe:

Der Bayer und Sachs in Sundewitt-Ecken
Thäten die Köpf zusammenstecken
Wider des Dänen Hinterlist,
Daß sie möchten ihm ausbüchsen
's Düppler Nest, ganz voller Füschen,
Mit Pulver und Blei in kurzer Frist.

„Im Anfang dieses Jahrhunderts erwiderten Kommandeure preussischer Festungen, wenn sie zur Übergabe aufgefordert wurden, gern mit der Redensart: »es brennt das Schnupftuch noch nicht in der Tasche.«“ Ähnlich, doch kräftiger, soldatischer schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts z. B. in einem Soldatenlied auf die Belagerung von Philippsburg durch die Franzosen (1799):

Der Kommandant war voller Mut:
Wir befürchten kein Blut;
Bis die Stadt liegt in der Asche,
Und das Pulver brennt in der Tasche,
Eher lassen wir nicht
Diese Festung im Stich

und in einem auf die Eroberung von Belgrad (1789):

Der Kommandant schloß diesen Rat,
Es muß brennen mir der Bart,
Eh ich diesen Ort sollt lassen.

Ist die Redensart „So schnell schießen die Preußen nicht“ wirklich erst 1866 aufgefunden? Treitschke erzählt zum Jahre 1740: „Wenn den deutschen Mann im Reiche zuweisen eine stille Angst vor der Potsdamer Wachparade überkam, dann tröstete ihn das Spottwort: So schnell schießen die Preußen nicht!“ — Bei den Ausdrücken für Requirieren bemerkt Horn: „Eine Schleichpatrouille hieß früher Mausepatrouille.“ Das hat aber mit mausen = stehlen nichts zu thun; mause — bedeutet hier nur still, leise wie in mausetot und ursprünglich auch in Mause dieb (eigentlich bloß: leiser Dieb); mausen = stehlen ist jung und sekundär neben dem alten mausen = leise sein und leise sich bewegen wie eine Maus. Der von Horn erwähnte alte Ausdruck gehört also nicht ans Ende, sondern an den Anfang des Kapitels „Der Soldat vor dem Feinde.“ — Landsknechtisches „fromm“ in der Bedeutung von tapfer findet Horn „schon 1322 soldatisch in Ludwigs des Bayern Wort: Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ Die Erzählung von Schweppermann ist unhistorisch. — Blaumeiße bringt Horn als Bezeichnung der militärärztlichen Eleven des ehemaligen Josephinums in Wien; die Leipziger Stadtoldaten hießen im vorigen Jahrhundert und zu Anfang dieses Meisen.

Noch eine etymologische Vermutung. Krümper ist ein unerklärtes Wort. Eine Form von krumm, wie man wohl gemeint hat, kann es nicht sein. Daß es eine Nebenbildung zu Krüppel = Krümpel wäre, faßte Hildebrand ins Auge, um es doch schließlich mit gutem Grund für unwahrscheinlich zu erklären. Horn sagt nur: „Krümper für Landwehmann oder Kriegsvorwacht ist wohl auch ein Wort der Soldatensprache,“ bringt aber ein paar bedeutungsverwandte Ausdrücke, die vielleicht weiter helfen: „Kreuzbauern“ wurde die Landwehr 1813 von der preussischen Linie genannt, und in Österreich heißt die Landwehr „Erdäpfelgraber“ oder „Krompirjonei.“ Außerdem verzeichnet Horn „Krümperbauer“ für den Mann, dem die Pflege der Krümperpferde obliegt.

1. „Kreuzbauern“ ist ein verächtliches Schimpfwort mit fluchendem Voratz: verdamnte Bauern, Malefizbauern. Die Verachtung des Bauern hängt nun seit alter Zeit in Deutschland zusammen mit der Verachtung seiner Thätigkeit. Fodere non valeo, sagte stolz der fahrende Mexiker, ortus ex militibus. Um 1500 riefen niederdeutsche „Reuter“ dem fliehenden Bauern, der zu Kriegsdiensten benützt worden war, nach:

Woltestu vor einen Ruter stahn,
Du bist darto nicht geboren.
Saven, schuffeln und mollen, dat is din Art,
Und nicht tehen in de Kriegesart.

„Graben mag ich nicht“ ist noch heute sprichwörtlich in Ostfriesland, doppelsinnig im Munde des stolzen Schneiderleins, das in einen Graben gefallen ist. Die verachtteste Feldfrucht aber ist die Kartoffel, der Erdäpfel, die Grundbirne. Darum

so verächtlich statt Bauer: Erdäpfelgraber. Der soldatische Seume spricht auch einmal geringschätzig von Kartoffelbauern. Die dümmsten Bauern haben bekanntlich die größten Kartoffeln.

2. Wir dürfen nun wohl annehmen, daß unter den Linien Soldaten Ausdrücke von der Bedeutung „verdammter Bauer,“ „Kartoffelbauer“ zur stehenden Bezeichnung der Reservisten deshalb wurden, weil die Reservisten Bauern waren und sich durch viel geringern Drill häußlich von der Linie abhoben.

3. Mitten drin zwischen Kreuzbauer und Erdäpfelgraber steht Krümperbauer, d. i. Grundbirnenbauer. Kr statt Gr kann keine Schwierigkeit machen, wenn man z. B. an Krepel neben Grepel u. ähnl. denkt; übrigens ist dialektisch krumbire neben grumbire im Deutschen Wörterbuch unter Erdapfel ausdrücklich belegt. Die Umlautung des u der ersten Silbe zu ü ist ein Effekt des ursprünglich folgenden i. Statt ndb, ntb steht mp wie in empor, früher sagte und schrieb man auch empieten. Daß das i der tonlosen zweiten Silbe zu e abbläste, findet sich ebenso in dem Gechwisterwort dialektisch Abern, d. i. Erdbirnen, und daß der Stamm der zweiten Silbe mit r ohne ein folgendes n oder nen schließt, ist alt und recht: das n von Birne ist ein junger Eindringling, aus dem Plural, wie noch heute der Name Bierbaum beweist, d. i. Birnbaum. Das n von Birnbaum gehört ja auch eigentlich nicht zum Stamm des ersten Worts, sondern ist dessen Pluralzeichen. Also Krümperbauer aus Grundbirnbauer.

4. Statt Krümperbauer kurz Krümper zu sagen, wird man angefangen haben, als man das Wort nicht mehr verstand.*) Die heutige Bedeutungs-spaltung zwischen Krümper und Krümperbauer läßt sich nach dem gesagten leicht zurechtlegen.

5. In dem aus Österreich bezugten Krompirjonei unterblieb der Umlaut, wie überhaupt im Oberdeutschen gern vor Nasalverbindungen, und für u trat dann o vor m ein, wie in fromm, Sommer aus frumm, Summer, was freilich namentlich mitteldeutsch ist. Das i der nächsten Silbe hielt sich, weil es etwas schwerer betont war. Wegen der ersten Endsilbe erinnert Horn an Bataillon, wegen der zweiten mag man an studentische Bildungen wie Kumpanei denken.

Hildebrand sagte gegen Schluß seines Artikels „Krümper“ über die Entstehung dieses Worts: „Der Spott, den es augenscheinlich enthält, ging am begreiflichsten von den Soldaten des stehenden Heers aus, vielleicht aus dem Vorrat überlieferter Soldatenworte gegriffen.“ Einen bessern Helfer als ihn kann man sich in solchen Fragen nicht wünschen.

R. W.

*) Doch vgl. auch Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon II, 159: „Sei keine Grundbirne und nimm diesen Sechser“: sei nicht so dumm, nimm's.

